

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Der rote Bader. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der rote Bader.

Erzählung von
Anton Schott.

o der Waldbach hernieder-
rauscht aus den Gehängen
und das erstmal durch den
letzten Waldsaum verstoßens
hinauslugt ins offene Tal, wo es zur Lenzzeit grün,
im Sommer schier goldfarb' und im Winter eintönig
weiß ist, dort heigt's im Tobel, und dort ragt ein
Fels aus dem Waldesgrunde empor, auf dem etwas
steht wie ein kleines, altes Raubritternestel, das man
zur Erinnerung an die goldenen Zeiten des Faust-
rechts und der „harmlosen Neckereien“ der Ritter und
Grafen wieder frisch hergerichtet.

Ist aber noch nicht so alt, dasselbe Haus, und ist
auch kein Raubritternestel, sondern des „roten Baders“
Wohnhaus und Burge.

So um ein fünfzehn, zwanzig Jahre herum kann
es sein, seit er sich das Ding hat bauen lassen, und
recht viel länger ist es nicht, seit er im Tale ist.
Kein Bewurf verblendet die blanke Steinmauer nach
außen hin, die Fenster sind unregelmäßig, eins da,
das andere dort, eins groß, das andere klein, und
über dem Giebel frächzt und knarrt ein großer,
halbverrosteter Wetterhahn. Närrische Leute tragen
närrische Gewandung und haben närrische Häuser,
sagt man, und weil das Baderschlößel auf dem
Tobelfelsen gar so seltsam ausschaut, so kann ein
jeder mutmaßen, daß der Bader auch ein gar seltsamer
Kauz sein mag, auch wenn er den gar nicht kennt.

Nicht kennt? Wär' frei nicht schlecht, wenn einer
auf sechs, acht Stunden im Umkreise den „roten
Bader“ vom Rotwinkel nicht kennen würdel! Fast
jedes Kind kann ihn beschreiben, weil er oft genug
herumkommt auf seinen Krankenbesuchen, und weil
er überall hingeholt wird. Und jedes würde ihn
also beschreiben: Ein großer, prügelfastiger Riesenmensch
mit großem, wildem, rotem Vollbarte, goldgefaßten
Brillen und lachenden, blauen Augen und einem so
schäbigen Hute, daß den kein Landstreicher aufheben
möchte, so er auf der Straße läge, das ist der rote
Bader von außen. Und wie er von innen aus-
sahnt, davon könnte auch manches ein oder das
andere Stückel erzählen, aber so ganz genau weiß
ihn dort doch keines acht, höchstens der Apotheker
im Städtchen, der ein eigenes Buch führt über des
„roten Baders“ Kratzziffern, die er hart an dem
M. S. D. unter manche Rezepte setzt, und die sonst
kein Mensch beachtet und kennt, wie er, der Apotheker.
Wer könnte auch wissen und mutmaßen, daß $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$,
 $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ oder gar $\frac{4}{4}$ das bedeuteten, daß er, der
Bader, soviel Teile der Kosten der Arznei aus Eigenem
berappe, wenn diese gerade ein armer Teufel

Lahrer Hinkender Bote für 1910.

braucht? Und wozu braucht es auch einer zu wissen
und zu kennen, was die nachlässig hingetragten Bruch-
zahlen für eine Bedeutung haben? Er kann es tun
und er tut es, und — Streusand drauf! Geht
niemand etwas an. Er hat für sonst niemand
zu sorgen, als wie gerade für sich selbst, und für
ihn reicht es, was er hat und was er verdient. Er
ist nämlich Junggeselle, der große rotbärtige Riese,
und ein recht hartgefottener Junggeselle und Hagestalt
auch noch dazu. Die Urjel, ein steinalter Weib-
schrager, ist seine Haushälterin und locht und wäscht
für ihn und seinen Knecht, den halbtörrihen Pius.

Kann wohl sein, daß sich keine gefunden hat für
ihn, und daß keine so viel Überwindung gehabt, so
einen grobschlächtigen Menschen zum Ehegemahl zu
füren. Kann sein, kann aber auch nicht sein. Manche
wollen das letztere für gewiß wissen, und in einem
Falle ist es aber schon ganz gewiß, aber von dem
weiß außer einer kein Mensch in der ganzen Gegend.

Und sel ist so gewesen . . .

Als selmal im Flachlande draußen der Schnee zu
schmelzen begonnen, ist er ins Dorf gezogen kommen,
der rote Hüne, der Nachfolger des alten Vinzenz,
des Baders, der schon zweien Menschenaltern die
Totenbeichauzettel ausgestellt, und der dem dritten
schon manchen Zahn gezogen, manche Ader geöffnet
und manche Wunde zugeheilt. Man hat selmal einen
Doktor haben wollen, einen rechten, richtigen Doktor,
der all seine „Schulen“ studiert hat, und trotzdem
des Roten Zeugnisse dies dargetan, hat es doch jeder-
mann gedeucht, als wäre und könnte solches nicht
wahr sein, und als wäre der Mensch erst gestern
vom Pfluge oder vom Fuhrwagen weggegangen, und ..
brennrote Haare hat er auch gehabt, auf dem Kopfe
und im Gesichte.

Was der wohl verstehen wird von seinem Ge-
schäfte? Wissen hätt' es vom ersten Tage an schon
jedes wollen, es aber mit dem Ernste und mit dem
eigenen Leib und Leben versuchen, mit dem neuen,
dem „roten Bader“, wie man ihn allgemein benamiet,
nein, lieber ein halbes Jahr oder noch länger dahin-
sicheln, wenn sel gerade sein müßte!

„Das Aussehen macht keinen Doktor,“ hat der
alte Vinzenz so halb und halb vertröstet und er-
mutigt, aber gleich vielsagend hinzugejekt: „Freilich:
es gibt Schuster und Flickschuster, und jeder lernt
seine drei Jahre. So studiert auch ein Doktor
so lange wie der andere, und der eine richtet die
Leut' her, der andere hin. Die Praxis, wie wir
Alten, die hat von den Jungen gar keiner, und
wenn er fünfzig Jahr' studiert hätt'.“

Und dann ist bald etwas vorgefallen, das die Zweifel
in des Neuen Können erst recht aufgestockert und
aufgestöbert. Der alte Hinz im Steinacher Winkel
hinten ist verstorben, wie halt ein alter Mensch schließ-
lich verkirbt, und der Nazi, der junge Bauer, ist
zum neuen Bader um den einmal unerläßlichen
Totenbeichauzettel gekommen.

„Ich komme gleich,“ hat da dieser gesagt, und sich
auch gleich gerichtet zum Gange.

„Kommen!“ hat der Naz gewundert, „sel wird's doch nimmer vonnöten haben, er ist eh' schon völlig tot. Gerade den Zettel wollt' ich, weil eins der Pfarrer sonst nicht in die Erde läßt.“

„Deswegen will ich ja mitgehen,“ hat wieder der Neue erklärt. „Ehe ich irgendein amtliches Dokument ausstelle, muß ich mich doch überzeugen, ob auch alles so ist, wie ich es bestätige . . .“

Deswegen mitgehen! Überzeugen! — Der Naz hat geschaut wie ein heller Narr, und wer die Geschichte vernommen, der hat nicht minder geschaut und gewundert. Ist das ein mißtrauischer Mensch! Oder . . . er versteht richtig nichts. Wie wird denn eins nicht tot sein, wirklich und wahrhaftig tot, das in allen Ehren und so, wie es sich gehört, gestorben? Die Leute im Walde halten zäh an ihrem Leben, und gehen damit nicht so schleuderhaft um wie oftmals ein Stadtmensch, aber wenn sie sich hinlegen zum Sterben, dann tun sie dies auch ehrlich und redlich, und kein Mensch braucht weiter daran zu zweifeln, daß sie nun ein für allemal tot sind. Sie kommen nimmer, und gar erst, wenn eins so alt geworden wie der alte Hinz, dasselbe ist froh, daß es dieses Leben voll Arbeit, Mühsal, Not und Kümmernisse in Ehren durchgemacht und überstanden, und daß es nun Ruhezeit hat bis zum Tage der allgemeinen Auferstehung.

So haben die Leute gewöhnt und geredet, aber der neue Bader hat sich nicht darum gekümmert, hat einen Verstorbenen um den andern beschaut, ehe er den Zettel geschrieben und ausgefertigt und — hat auf Patienten gewartet.

Ist aber keiner zu ihm gekommen, langmüchtig nicht.

Der Frühling ist vergangen und niemand hat seines Rates oder gar seiner Hilfe begehrt, es ist der Sommer ins Land gezogen und hat sich wieder dem Herbst zugeneigt, und noch allweil ist kein Kranker zu ihm gekommen, geschweige denn, daß er zu einem geholt worden wäre.

So ist er denn in Feld und Wald herumgestreift, hat Blumen und Steine gesucht und solche daheim in Mappen und Kästen eingelegt, und des Sonntags ist er ins Wirtshaus gegangen, hat mit dem Pfarrer, dem Schulmeister, dem alten Vinzenz und dem Bürgermeister ein Spielchen gemacht und oftmals auch geredet und geplaudert über Vorkommnisse in der Umgegend und in der weiten Welt draußen.

Und zu so einer Zeit ist es auch gewesen, als einmal ein halbwüchsiger Junge dahergekommen und erzählt, der Vater wär' auf den Kirschbaum, der neben dem Backofen steht, gestiegen und der Länge nach heruntergefallen, und er schrie in einem Atem: o weh, o weh! Da sollt' halt der Vater kommen, der alte oder der neue, welcher halt gerade wollte. „Wem gehörst denn?“ hat da der Neue gefragt und sich gleich zum Mitgehen gerüstet.

„Dem König in der Moosöb.“

„Gut. Du wartest derweilen hier. Ich hole mir nur noch Verschiedenes aus meiner Wohnung, was

ich allenfalls brauchen könnte, und dann gehen wir sofort.“

„Herr Doktor,“ hat darauf der Pfarrer erinnert, „wenn es gefährlich sein sollte, benachrichtigen Sie mich gleich!“

„Ganz gewiß, Herr Pfarrer.“

Und er hat verschiedene Werkzeuge und Mittel geholt und ist mit dem Buben in die Moosöb gegangen.

Der König ist elendiglich zerprellt und zerichlagen gewesen, das linke Schlüsselbein ist ab gewesen, ein paar Rippen waren gebrochen, der Arm ausgestoßen und da und dort hat es noch mehr oder minder gefehlt. Der König ist seit jeher ein etwas wehleidiger Patron gewesen, und er hat daher einen Jammer-schrei größer hinausgebrüllt als den andern, und in der Stube haben sich die Nachbarn und die Nachbarinnen gesammelt und hin und her geraten und jedes hat schier ein anderes Haus- und Heilmittel gemußt.

Die Agatha, des Königs zweites Weib, das den halbwüchsigen Jungen, der den Doktor geholt und noch einen etwas kleineren, der aber nicht ganz hell im Kopfe gewesen, mit in die Ehe gebracht, ist am Fußende der Bettstatt gestanden, hat allweg die Hände gewunden und mit bloß trockenen Augen gemurmelt und gerufen, aber es ist ihr un schwer anzumerken gewesen, daß sie nur so getan, weil es eben nicht schön wäre, wenn eins nicht jammerte und reulete*) um ein so nahe Verwandtes.

Der „neue Bader“ ist gekommen, hat zuerst den König ermahnt, er möge das überflüssige Wehbrüllen verdrücken und verbeizen, da er doch ein Männer-leut wäre, und solches die gedeihliche Arbeit nur störte; dann hat er die Leute aufgefordert, sie möchten sich aus der Stube entfernen, weil sie doch nur im Wege stünden, und nur zwei, drei Mann mögen bleiben, um allenfalls zu Hilfe sein zu können.

Auch die Agatha ist aus der Stube gegangen, und im Garten draußen hat der Wastel, der etwas annärrische Kund' gesungen und geschrien:

„Wärst nit auffig'kieg'n,
Wärst nit abig'fallen,
Hätt'st mein' Schwester geheirat',
Wärst mein Schwager worn.“

Ein Dirndl mit hellem Kindergesichte, das aber ganz verkleint gewesen, und mit starkem, festem Körper hat gebeten: „Darf ich dableiben, Herr Doktor?“

„Ja, was willst denn du da?“ hat er sie schier angefahren.

„Mein Vater ist's, Herr Doktor, mein rechter Vater, und . . . wenn ich wo helfen könnt' oder etwas herrichten . . . Die Mutter, seh' ich, ist auch hinausgegangen.“

„Nachher wohl; dann kannst du bleiben. Es kann schon möglich sein, daß wir dies oder jenes brauchen.“

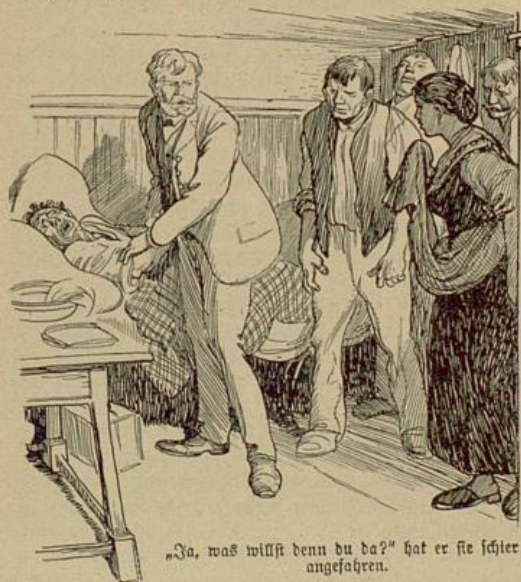
Er hat sich an eine gründliche Untersuchung des Patienten gemacht, und sie ist geblieben, hat Schü-

*) Beraltete, nur noch mundartlich gebrauchte Form für nachzuehen, jammern.

seln und Wannen mit warmem und kaltem Wasser herbeigeholt und Tücher und dies und das, was der Arzt gerade gewollt, und beim Einrichten des Armes hat sie sogar geholfen und derart geschickt zugegriffen, daß sie der große, rote Mann gar verwundert angesehen.

„Mädel, wo hast du solche Griffe gelernt?“ hat er unwillkürlich gefragt.

„Ich . . . ich bin gerad' eine Dirn beim Holzer drüben im Steinet,“ hat sie zur Antwort und als Beiseid gegeben, und ist über und über rot geworden.



„Ja, was willst denn du da?“ hat er sie schief angefahren.

„Sel ist wohl,“ hat auch der Steffel, der Nachbar bestätigt. „Die Trud ist beim Holzer drüben als Dirn, seit der Nachbar das zweitemal geheiratet. Ist halt überflüssig worden, wie es da schon geht.“

„So, so,“ hat es der Arzt gemacht, und weiter gearbeitet.

„Wirst jetzt wohl ein Zeitlein daheimbleiben müssen, bis dein Vater wieder richtig beisammen ist,“ hat ein anderer Nachbar, der Simmert, geraten. „Ganz im Stich kannst die Leut' doch nicht lassen. Ja . . . daß ich sag', Herr Bader, das Dirndl da, die Trud, hat sich mit fünfzehn Jahren schon ganz allein einen Strich Korn auf die Schulter gehoben und wär' damit etwan die halbe Welt ausgegangen.“

„So? Und wie alt ist sie jetzt.“

„Etwan ein zwanzig schon.“

„Schon über einundzwanzig,“ hat die Trud berichtet und dann wieder geholfen, wo sie gekommt, und manchmal auch mit der Hand dem Vater den Mund verhalten, wenn der zu einem recht argen Schmerzgeheil ausgeholt.

Bis gen Abend ist der König wieder halbwegs zusammengerichtet gewesen, und der Arzt ist heimgegangen. In währenddem Heimgehen aber ist ihm etliche Male der Gedanke an die Dirn, die Trud,

gekommen, und er hat so hin und her gesonnen, wie eins halt sinnt, das seines Weges fürbaß zieht und zu denken und zu sinnen gewohnt ist. So ein starkes kräftiges Weiberleut! Und so geschickt und handsam dabeil! Es ist wirklich schade, daß die nicht in einer andern Umgebung aufwächst. Doch nein, zur seinen Dame paßt ihr Körper nicht, dazu hat sie zu wenig oder zu viel „Figur“, wie man es eben nehmen will. Die möchte er — sezieren. Was das für Sehnen und Muskeln sein mühten! . . . Ah was! der Arzt ist nicht da, um zu sezieren und zu schneiden; er soll heilen und etwas in die Brüche gegangene Körper wieder zusammensetzen, wie zum Beispiel den König. Es wird gar nicht lange anstehen, so rennt der wieder herum und kann wieder auf einen Baum steigen. Nun, seinetwegen schon. Je rascher und je besser die Heilung vor sich geht, desto besser ist es auch für ihn, den Arzt. Es heißt dann gleich unter der Bevölkerung: Ja, der Kerl, der versteht etwas, dem kann man schon seinen teuren Körper zur Reparatur anvertrauen. Diesem König ist er daher zu Danke verpflichtet, daß er vom Baume gefallen und ihm Gelegenheit gegeben, seine Kunst zu zeigen, den dürste er nahezu umsonst behandeln. Nun, angelegen läßt er sich die Sache schon sein, und Zeit hat er ja auch, mehr eigentlich, als er gerade wünscht.

So ist er denn des andern Tages wieder zum König gegangen, hat nach dem Befinden gefragt und getan, was zu tun gewesen, und dazwischen mit dem — Riesenweibel geplaudert und gelacht, wie es halt eben gekommen. Sie hat wirklich gestern noch ihr Gewand geholt vom Holzer im Steinet, dieweil auch der König der Ansicht gewesen, sie wäre nun dringend nötig im Hause, bis er wieder an die Arbeit gehen könnte.

Sie ist auch im Werktagsgewand ein schmuckes Dirndl gewesen, und nach und nach ist die schier ehrsüchtige Scheu von ihr gewichen, mit der sie den studierten fremden Mann betrachtet. Nach etwa acht Tagen sind sie fast so bekannt gewesen miteinander, als wären sie miteinander aufgewachsen, und er, der Arzt, hat einmal so etwas bemerken wollen, als wär' es so, wie wenn die Dirn sichtlich erfreut wäre, wenn er käme . . . Warum nicht auch? Er kann ja trotz seiner roten Haare und seines Barbarossabartes ein ganz stattlicher Kerl sein, hat ihn ja selbst die Libertas lange Zeit als Prachtstuchsen geführt, und so ein Bauerndirndl kann oft einen ebenso guten Geschmack haben wie die Libertas in der Universitätsstadt. Ein ganz annehmbar Ding ist wohl sie auch, die Trud, und es mag immerhin einige Abwechslung in sein arbeitsarmes Landarztleben bringen, wenn er sich in so etwas wie eine Liebeslei einläßt. Aber der Spaß darf eben nicht über die Grenze des Späßes hinaus, sonst könnte die Sache dumm werden. Ein Liberte muß unter allen Umständen auf Honorigkeit halten und . . . Na, nur keine Verbindlichkeiten eingehen!

So ungefähr hat er sich selmal gedacht und dem König einen ärztlichen Besuch um den andern ab-

gestattet, bis der wieder so frisch gewesen wie ehe- dem. Und mit Furcht und Schauern ist dann ein- mal die Frage gefallen: „Jetzt, Bader, was bin ich schuldig?“

Wär' eine ganz annehmbare Rechnung zu machen gewesen, wenn es einer hätte tun wollen, aber er, der Arzt, hat sich gedacht: Es ist der erste Patient, und den muß einer schon etwas glimpflicher behan- deln, um nicht die andern vom Krankenwerden abzu- schrecken, und Zeit hat er ja gehabt, die Besuche zu machen. Er hat einen ganz geringen Betrag ge- nannt und mit Genugthuung bemerkt, daß sich dabei aller Anwesenden Gesichter ein gar beträchtliches aufgeheilt, aber trotzdem hat es der alte Knauser, der König, nicht anders tun können, als daß er ihn noch zwei Gulden abgerissen.

Von da ab hätte er eigentlich in dem Hause nichts mehr zu suchen gehabt, aber er hat doch noch hier und da vorgesprochen auf ein paar Worte, auf eine Nachfrage oder auf ein Bläuschchen, wenn er vorbeie- gekommen, und er ist hübsch oft vorbeigegangen, trotzdem er nach und nach immer mehr zu tun be- kommen. Die Leute haben bemerkt, daß er seine Sache gelernt hat und auch versteht, und daß er nicht zu übertrieben teuer ist. Sie sind nach und nach auch zur Einsicht gekommen, daß der Mensch, der den Zettel M. U. Dr. Alois Bärntopf an seine Tür ge- nagelt, wirklich ein Doktor ist, aber sie haben ihn trotzdem nach wie vor unter sich den roten Bader genannt. Und er hat sich gedacht, es könne ihm „Wurfsch“ sein, wie sie ihn heißen, wenn sie nur einmal Vertrauen haben zu ihm und ihn beschäfti- gen. Er hat aber tatsächlich auch sein möglichstes getan, das Beste zu leisten, was einer in diesem oder jenem Falle zu leisten vermag, und es hat ihm auch allemal geglückt.

Einmal ist er zur Jörgin hinübergeholt worden in die Wolfsau. Zuerst häß' es ihr im Bauche gefehlt und jetzt stäche es sie gar so arg im Brustkasten, und man wüßte nicht, ob sel eine Lungentzündung wäre oder eine Rippentzündung oder sonst eine Lumpersucht. Und er hat die Geschichte untersucht, hat Darmentzündung festgestellt, ein Abführmittel gegeben und warme Umschläge verordnet, und den vierten Tag ist die Jörgin schon wieder auf den Beinen gewesen.

Er hat sie wollen besuchen gehen, hat beim König ein bißel durchs offene Fenster geguckt, einen Gruß im Vorbeigehen in die Stube gerufen und gleich darauf erfahren, daß die Jörgin schon wieder so frisch ist wie ein Kronwittast. Es ist selmal an einem Sonntage gewesen gleich nach Mittag, und die Trud hat gerade vor dem Spiegel gestanden und ihr buntgeblümtes Brusttuch in die gehörigen Falten geordnet.

„Die Jungfer Trud richtet sich wohl schon zum Tanze zusammen?“ hat er so beiläufig geneckt, weil er gewußt, daß beim Brudwirt heute Spielleut' sind.

„Ja,“ hat sie in derselben Weise zurückgeredet, „die Jungfer Trud geht zum Tanz. Wenn der

Herr Doktor des Weges zurückkommen wollte, tät' sie auf ihn warten.“

„So?“ hat er gelacht. „Na, da muß er halt zurückkommen. Und er wird sich dazu noch etwas eilen und sich später für das Geleite ein Tanzel ausbitten.“

„Gilt.“

Und er ist zur Jörgin hinüber, hat sich nach deren Befinden erkundigt, noch etwas Schonung empfohlen und vor Verkühlung gewarnt, und dann ist er wieder zurück zum König, um die Trud abzuholen.

Die ist schon gerichtet gewesen, und so sind sie mitammen zu Tale gewandelt.

Über die herbftlich fahlen Fluren hat der goldene Sonnenschein in seiner ganzen herbftlichen Pracht ge- leuchtet und gestimmert, und durch die warmen, nahe- zu ruhigen Lüfte sind die zarten Spinnweben gesegelt gleich geheimnisvollen Schleiern, und da sie so neben- einander dahingewandelt, ist es geschehen, daß sie nicht darauf geachtet, wie eine solche Webe daher- geschwebt gekommen und sich mit einem Ende an des Doktors Hut festgehängt und mit dem anderen Ende an der Trude Schulter.

„Ja, was ist denn das für eine . . . eine Ver- wicklung?“ hat der Doktor aufgelacht, den Hut gezogen und das Spinnwebgewebe davon losgelöst. Die Trud aber ist so rot geworden im Gesichte wie eine zeitige Kirische, hat nicht so gesagt und nicht so, hat die Spinnwebe losgezupft und dann wieder dahin- fliegen lassen durch die Lüfte. Es ist ihr vorgekom- men, als wäre dies eine Vorbedeutung, daß der Himmel beabsichtige, sie beide mit zarten Banden zu verbinden, und sie . . . sie gäbe sich da so unsinnig gerne in den Willen Gottes, wie nicht bald eins wieder. Nicht, daß sie gerade nur die „Frau Doktor“ oder auch nur die „Baderin“ lockte, nein, sie hat den roten Hünen gern und sie wäre willens, ihm zum Altare zu folgen, wenn er auch nur ein arm- selig armer Bauernknecht wäre. Und ein bißel eine Absicht wird wohl auch er haben, sonst käme er nicht immer und immer wieder am Königshöfel vorbei und neckte und scherzte mit ihr, dem ganz unbedeutenden Dirndl, wie mit keiner andern in der ganzen Um- gegend.

So hat sie sich gedacht, und wie er sie so tief er- röten gesehen, hat er vermeint, ihre Gedanken zu er- raten; er hat aber auch gemeint, er müsse allerhand Schönes und Liebes sagen zu ihr, und er hat es doch nicht getan. In seiner Brust ist es gewesen, als fachte ein günstiger Windhauch ein schon lange still und halb verborgen glimmend Kohlenstücklein, das in einem Strohhausem steckt, zum züngelnden Flämmchen an, und lodernd und zischend führen die Flammen nun empor durch das Gehalme des Stro- haufens bis . . . ja, bis über seinen Kopf hinaus.

Von da ab sind sie wortfarg geworden, und es sind kaum zwanzig Worte gewesen, die sie mehr mit- sammen gesprochen, und trotzdem hat es keines ge- merkt, daß die fröhliche Unterhaltung wie flöten ge- gangen.

Vom Tanzboden des Brückwirthshauses ist ihnen schon von weitem das Jauchzen des jungen Volkes und das Brummen des Basses entgegengehallt, und dann sind sie mitsammen die steile Holzstiege hinaufgestiegen und haben den im Späße vereinbarten Tanz gemacht.

Eine in der Ecke stehende Alte hat ihre Nachbarin angestochen. „Du, schau!“ hat sie ihr zugerant, „der Bader tanzt, und mir scheint, mit des Königs Dirndl tanzt er.“

„Wirklich wahr! Und er kann's, der ungeschickte langhazete Ding.“

„Ob er nicht gar . . . Wart, ich schau' auf, ob er am Ende gar öfter tanzt mit ihr.“

„Ah, der wird sich schon eine Reichere finden.“

„Ich pass' doch auf.“

Aber die Alte hat umsonst aufgepaßt. Als der Tanz zu Ende gewesen, und der Doktor sich bei seiner Tänzerin bedankt, hat ihm die so befolgt die Hand gedrückt, und aus ihren Augen ist ihm etwas entgegengeprüßt, von dem er nicht gewußt, ist es Freude, ist es Seligkeit oder unbezähmbar auflobernde wilde Leidenschaft.

Mit der ist kein Spaß zu haben. Spaß? Er hat doch selbst gefühlt, daß sich auch bei ihm der Spaß hübsch aufhören dürfte und daß die Gefühle, die sich in seiner Brust Platz geschafft, so waschecht sind, wie . . . wie . . . Nein, wenn einer keine Fachkenntnisse hat, fällt ihm auch nichts ein, das er mit dieser Waschheit halbwegs vergleichen könnte. Aber eben deswegen beginnt die Sache ernst zu werden, und ernste Sachen müssen ernsten Betrachtungen unterworfen werden. Da der Tanzboden nun nicht der Ort zu solchen ist, hat er ihn verlassen und ist seiner Wohnung zugeschlendert und hat hin und her gesonnen. Einmal sogar hat er so recht in der Art und Weise, wie er es als Prachtsfuchs der Liberten gewohnt gewesen, vor sich hingetrallert:

„Aber nur nichts überhüdeln,
Es geht schön langsam auch!“

Die Diagnose ist leicht und sicher gestellt: die Dirn hat Feuer gefangen, und bei ihm ist leider dasselbe zu konstatieren. Nun handelt es sich in erster Reihe darum, zu wissen, zu welchem Ende die Geschichte gebracht werden soll, und darnach müssen sich auch die Mittel richten. Eine Heirat wäre unter den gegebenen Voraussetzungen das denkbar Nächstliegende und hätte auch noch den Vorzug einer unbesrittenen Liebesheirat. Die Trud ist jauber, geschickt und so weiter, und dies wären die Gründe pro. Nun contra! Daß der alte König dem Menschen, der ihm die Tochter vom Halse nimmt, auch noch übermäßig viel des weltbeherrschenden Mammons mitgeben dürfte, ist schlechterdings nicht wohl anzunehmen, weil er selbst nicht viel solchen besitzt und weil er — noch um zwei Gulden feilscht. Aber das täte nichts; er, der Dr. Alois Bärnkopf, hat gottlob soviel von Haus aus, daß er nicht gerade darauf angewiesen, sich eine reiche Frau ergattern zu müssen,

obwohl dies heutigentages nicht verachtet werden darf. Die Trud ist in ganz häuerlichen Verhältnissen aufgewachsen und wird keine Ahnung haben von dem, wessen sie als Frau Doktor immerhin fähig sein soll. Das ist dumm; aber bei der ihrer Anstelligkeit und Geschicklichkeit dürfte es doch kaum schwer halten, sich in kurzer Zeit irgendwo in der Stadt den vor allem notwendigen äußeren Schliß zu holen und dann nach und nach auch immer weiter und weiter zu bilden und zu bringen. Wenn sie es täte! Wenn sie es aber nicht täte? Wie so mancher hat sich auf diese Weise schon zu Tode geheiratet. Er hat Herz Trumpf sein lassen im Lebensspiele und sich dadurch in ein scheußliches Spiel geritten. Versprechen tut jede, sich den Verhältnissen des Mannes anzupassen, aber wenn erst einmal geheiratet ist, dann läßt sie sich gehen, wie es ihr am bequemsten ist, und . . . Ach was! Es wird wohl besser sein, wenn er ein derartiges Spiel nicht wagt. Wenn er seinen Patienten eine besonders bittere Pille verschreibt, müssen sie die auch schlucken, und wenn er sich selbst eine solche verordnet . . . Hinunter damit!

So hat er unterwegs gesonnen, so hat er in seiner Wohnung hin und her gegrübelt, und so hat er sich immer und immer wieder gesagt, als er am Abend im Scheine des Vollmondes herumgestrolcht, um zur Ruhe zu kommen. Er hat immer und immer wieder die gewichtigsten Vernunftgründe aufgeföhren, aber das Herz hat sich nie damit zufriedenstellen und zum Schweigen bringen lassen wollen.

Er ist ungedenks wieder in die Nähe des Brückwirthshauses gekommen, hat das Jauchzen des jungen Gevölkes und das Brummen des Basses vernommen und mittendrin gedacht, wie es wäre, wenn er wieder auf den Tanzboden stiege . . . Wozu aber?

Da ist ein Weiberleut des Weges gehastet, und er hat gerade noch Zeit gefunden, sich hinter eine am Wegufer stehende Haselstaude zu stellen. Wozu braucht jemand zu sehen oder zu wissen, daß er um diese Zeit noch herumshlenkert im Freien wie ein Mondsjüchtiger oder wie ein verliebter Kater, er, der ehemalige Prachtsfuchs der Liberten und nunmehrige Doktor? Und dem Weiberleut ist einer nachgerannt in wilder Hast.

„Trud! Trud!“ hat der halblaut gerufen und dann, als er es eingeholt, gebeten und gebettelt. „Trud, geh, bleib noch ein bißel da! Schau, gerad' ein einzig Mal hab' ich erst tanzen können mit dir, und . . . du weißt eh', wie ich es im Sinne hab', und daß es auch deine Leut' gern sähen, wenn wir uns zusammenreden könnten.“

„Ich geh' heim,“ hat ihn eine Weiberstimme hart und schroff unterbrochen, der Trud ihre Stimme. „Ich bin lang genug da gewesen, und . . . ich geh' halt heim.“

„Darf ich mitgehen?“

„Zwegen was denn?“ hat die Trud spöttisch aufgelacht. „Ich weiß meinen Weg so gut, wie . . . wie halt ein jedes, und nachher scheint auch der Mond hell genug, daß eins auf die Füße sieht.“

„Wenn dir etwer was täte . . .“
 „Mir? Mannl, den wollt' ich schon kennen. Da hab' keine Angst. Gute Nacht!“

„Trud . . . darf ich einmal kommen und . . . und um dich anhalten, wie es der Brauch ist?“

„Ich verweh'r keinem das Kommen und keinem das Gehen; aber wenn ich dir gut bin für einen Rat, nachher spar dir den Atem für etwen andern.“ Sie hat sich kurz abgewendet und ist ihres Weges weiter gehaftet, der Bursche ist stehengeblieben, als wenn es ihm so ergangen wäre, wie ehedem des Loths Weib.

Die Trud! Kömmt' sich einer ein richtigeres Weiberleut wünschen? Auf so eine könnte sich einer verlassen unter allen Umständen, einer, mit dem sie anders redete . . . Den wollt' sie kennen, der ihr etwas täte! Kann schon sein, daß einer nicht übrig viel zu lachen hätte. Was sie sagte, wenn er nachginge und ihr seine Begleitung antrüge? Eine Lust härt' er und versuchte es. Nein! Es taugt nichts, es muß ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden.

Ein oft gesungenes Lied ist ihm durch den zersfahrenen Sinn gekommen, gleichsam als Trost, und er hat angefangen, es vor sich hinzusummen und dabei weiter zu schlendern:

„Die tiefen, tiefen Wasser,
 Sie haben keinen Grund;
 Laß ab von der Liebe,
 Sie ist dir nicht gesund.“

Da ist der Bursch auf ihn zugefahren kommen wie der leibhaftige Plunder auf eine arme Seele und hat ihn angeschrien: „Wer bist du? Was hast du zu suchen?“

Und er, der Bader, hat nur gelächelt zu dem Anfälle und sich gedacht wie die Trud: Den wollt' ich schon kennen. „Nicht so jäh und übereilt!“ hat er leichtlin geraten. „Eine Vorstellung nimmt man schon umständlicher vor, verstanden!“

Da ist der Bursch sichtlich zusammengeknickt. „Kruz! Der Bader!“ hat er herausgestoßen und sich wieder zum Gehen gewandt, aber er hat ihn zurückgehalten.

„Mich kennst also. Und wer bist denn du? Man nennt doch gegenseitig die Namen.“

„Ich? Ah, wer . . . Wie kommt denn Ihr daher hinter die Stauden?“

„Das interessiert dich? Gut. Weißt, es treibt einen oftmals hinter eine Staude, wenn er des Weges geht.“

„So ja, so wohl,“ nickt der Bursch verständnisinnig. „Nichts für ungut, Bader! Ich . . . ich hab' mich verkennt; ich hab' gemeint, es wär' ein anderer.“

„Und dem wärfst du an den Kragen gefahren?“

„Kann eh' sein.“

„Narr! Ich hab' gehört, wie du vorhin abgebrannt bist, und ich rat' dir: Entweder laß das Weiberleut in Ruh' oder . . . schau, daß du es kriegst! Die Trud ist nicht mit Gold aufzuwiegen.“

„Den Rat gäb' mir ein Narr auch,“ hat der Bursch ärgerlich gebrummt. „Entweder laß sie gehen

oder nimm sie! Zum Lachen! Ich nähm' sie eh', wenn sie mich nur wollt' . . . Weißt Ihr was, Bader?“ hat er dann nach einem Weilchen schüchtern und unschlüssig hinzugehakt, „Ihr könntet mir einen Gefallen tun, wenn Ihr wolltet.“

„Wenn es sein kann . . .“

„Es könnt' schon sein. Ihr kommt häufig vorbei beim König, sel weiß ich, und man hält dort auch viel auf Euch, weil Ihr den Alten so schön zusammengerichtet habt um wohlfeiles Geld. Redet mir ein gutes Wörtel.“

„Wer bist denn nachher? Ich kann doch zu keinem raten, den ich nicht kenne; das mußt doch selbst verstehen.“

„Nun ja; das schon. Weißt, mein Vater ist der Scheibenbauer, und der möcht' schon gern ins Leibtum gehen, und ich wieder, ich tät' ja auch heiraten, wenn ich die Trud krieget.“

„Der Scheibenbauer! das muß ja ein ganz richtiger Hof sein, wenn ihr nicht am Ende zuviel schuldig seid.“

„Was Euch einfällt!“ hat sich der Bursch verwahrt. „Wir schuldig! Wir haben noch Geld dazu.“



„Trud, geh, bleib noch ein bißel da.“

Fünfszehn, zwanzig Stückel Vieh stehen im Stall, der Wald ist mehr wert als wie oft einem sein ganzes Gütel und . . .“

„Ich will's versuchen und will dir ein gutes Wort reden,“ hat der Bader versprochen und ist seines Weges heimzu gewandert . . . Das Beste würde es wohl sein, wenn die Trud verständig sein wollte und den Burschen heiratete. Das Gütel muß den Angaben nach ganz hübsch sein, und sie könnte von der

ersten Stunde an als unumschränkte Herrscherin dort schalten und walten, weil sie den Kerl um den kleinen Finger wickeln könnte, und sie wäre in ihrem Elemente und würde aller Voraussicht nach ganz glücklich werden. Und für ihn wäre es auch am besten, wenn sie so bald als möglich nicht mehr zu haben wäre und er aller lästigen Zweifel überhoben würde.

Die Nacht über hat er elendig geschlafen und den folgenden Tag und noch ein paar andere dazu ist ihm zumute gewesen, als hätte er irgendeine Dummheit gemacht und fürchtete die Folgen, aber als ihn der Weg wieder zufällig am Königsgütl vorbei geführt, hat er sich baumfest vorgenommen, der Sache eine Wendung zu geben, die für beide Teile der beste Weg sein dürfte.

Der König hat Gräben durch einen etwas sumpfigen Teil seiner Wiese gezogen, und daneben hat sein Stiefbub¹⁾, der halbverrückte Kund²⁾, das Vieh gehütet, und wie der den Bader hat kommen sehen, hat er in seiner narreten Weise zu singen angefangen, wahrscheinlich um zu zeigen, daß er seine Gefangeln ganz gut der Zeit und den Umständen anzupassen vermag.

„Wer scheidet³⁾ dort umher
Übers Wasserbachel?
Wer wird's denn sonst sein
Wie der Baderflachel.“

„Mistbub⁴⁾, verrückter!“ hat der König gescholten, und dem Kerl in Ermangelung eines anderen Wurfzeuges nur den Holzschuh nachgeworfen. „Nicht einmal die Leut⁵⁾ läßt er in Fried⁶⁾, die ihres Weges gehen.“

„Der versteht es nicht anders,“ hat der Bader beruhigt, noch einige gleichgültige Reden mit dem Bauer gewechselt und ist dann gen den Hof hinaufgegangen.

Die Trud ist vor dem Stadelthore gewesen und hat das Kraut von den eingeführten Rüben geschnitten. Wie ein lichter Sonnenstrahl ist es über ihr Gesicht gehuscht, als sie ihn herbeikommen gesehen, und eitel Lust und Seligkeit hat ihr ganzes Gehaben beherrscht.

„Grüß Gott!“ hat er gegrüßt, aber der Gruß ist so eigentümlich hart und bekommen über seine Lippen gekommen. „Allweil fleißig?“

„Das geht nicht anders bei uns. Ohne Arbeit kann der Mensch nicht leben.“

„I, warum nicht gar!“ hat er gemeint. „Wie viel Tausende gibt es, die rein gar nichts arbeiten und doch prächtiger gekleidet sind als die Lilien des Feldes oder wie die Geschichte heißt. Unsererins freilich . . .“

„Ist's nicht gefällig, ein bißel zu rasten?“ Und sie hat nach einem umgestürzten Hackstode gedeutet.

„Danke, ich hab' nicht viel Zeit zu verlieren.“

„Zu einem Patienten? . . . Ja, daß ich nichts anbrennen lasse: warum sind Sie denn am Sonntag so ganz in der Still⁷⁾ und in der Geheim abgefahren? Mich hat es nachher auch nimmer gestreut,

¹⁾ Schief, scheel und zerhatscht gehen.

und doch hab' ich immer gewartet und gemeint, Sie kämen wieder.“

„Ich . . . mir scheint, ich hab' nimmer Zeit gehabt,“ hat er gelogen und nach einer passenden Rede gefonnen, mit der er zur Fürsprach⁸⁾ hinüberleuten gekonnt. „Und dann . . . ja, dann hätte ich Sie vielleicht allzuoft ihrem Zukünftigen entzogen . . .“

Sie hat hell aufgelacht zu der Rede, so etwa wie ein Kind, dem man etwas vorschwätzen möchte, das es durchaus nicht glauben kann. „Meinem Zukünftigen? Da müßt' ich wohl nicht, wie Sie das anstellen hätten müssen.“

„Ich habe doch gehört, Sie heirateten des Scheibbauers⁹⁾ Buben oder umgekehrt. Ich weiß es nicht so genau.“

„Das wird schon umgekehrt sein,“ hat sie gemeint und ist ein merkliches rot geworden im Gesichte. Also deswegen ist er vielleicht so bald gegangen und nicht wieder gekommen. „Da will ich Ihnen aus dem Traume helfen,“ hat sie nach einem Augenblicke Simmens erklärt. „Die Geschichte ist so: Der Jokl¹⁰⁾ hätt' mich gern, ausnahmsweise wär' es seinen Leuten auch recht, daß er eine heiratet, die schier nichts hat und nichts kriegt, und meinen Leuten wär' es natürlich zehnmal recht, weil das Scheibengütel ein guter Hof ist, aber . . . ich mag nicht, ich.“

„So. Und warum nicht?“

„Ich mein', es langet für jeden, wenn ich sage, daß ich nicht mag.“

„Ist er wirklich nicht schön?“

„D ja; der Jokl könnt' einer jeden schön und brav genug sein.“

„Na also! Und wenn Sie doch so eine gute Partie machten! Trude, ich mein', Sie sollten da wirklich vernünftig sein.“

Die Krübe, die sie eben in die Hand genommen, ist wieder auf den Haufen zurückgefallen, ihr Gesicht ist geworden wie mit Kalk überlüncht und mit weitgeöffneten Augen hat sie den Menschen angeschaut, von dem sie zu allerletzt solche Rede verhofft und erwartet hätte. Ein Weilchen hat es um ihren Mund und in ihrem Gesichte gezuckt und gerissen wie heftiger Krampf, und dann sind zwei große helle Tropfen über ihre Wangen niedergekollet.

„Trude, hab' ich Ihnen denn wehe getan?“ hat er verlegen herausgestottert, und es ist ihm geworden, als sollte er begütigend den Arm auf ihre Schulter legen und sie um Verzeihung bitten ob des harten Rates.

„Weh getan?“ hat sie herausgehastet. „Ich hab' Sie schon recht verstanden, aber . . . wissen Sie: ich will nicht vernünftig sein, ich will nicht und . . . und gerade Sie hätten mir keinen solchen Rat zu geben brauchen.“ Sie hat sich hastig umgewendet und ist durchs Stadelthor verschwunden. Und er ist davon, als ob es hinter ihm brennte und alles einstürzte, die Berge, die ganze Welt . . . Das wäre also abgetan, aber wenn einem ein Arm oder ein Bein abgenommen wird, mag es auch nicht weher tun.

Am nächsten Sonntage ist erzählt worden, des Königs Dirndl, die Trud, wäre fort in die Stadt. Er hat nicht nachgefragt, wozu und warum, und es ist auch nicht geredet worden. So ein Dirndl meint oft, in der Welt draußen wäre eitel Honiglecken, aber nicht wahr wär' es, haben die Leute gesagt, aber er hat im stillen anders gemeint.

Den Winter über hat sich seine Praxis derart gehoben, daß er nimmer viel freie Zeit gehabt, und er hat sich fest vorgenommen, im Rotwinkel zu bleiben. Er hat das Grundstück ober dem Tobel gekauft und sich das Schloß hinbauen lassen, und wie er im folgenden Herbst eingezogen, ist ihm unwillkürlich ein Gedanke durch den Kopf gehuscht. „Jetzt wenn die Trud da wäre, ich freiet' sie.“

Von ungefähr hat er einmal den König gefragt, wie es seiner Tochter ginge in der Stadt draußen, aber der hat nicht mehr zur Auskunft geben können, als was er selbst gewußt. Das Dirndl wär' eine Weile im Dienst gewesen bei einer Herrschaft, aber leztlich hätte es geschrieben, daß es sich entschlossen, Krankenschwester zu werden.

„Unfinn!“ hat der Doktor Bärnkopf gebrummt. „Schrullen! Wissen Sie die Adresse?“

„O ja,“ hat der König gemeint. „Wenn Ihr dem Dirndl etwan widerraten wolltet oder sonstwie einen Rat geben, könnt Ihr sie schon haben. Die Trud hat alleweil gar große Stücke auf Euch gehalten.“

„Ich . . . werd' ihr einen Rat geben,“ hat der Doktor gesagt, sich gelegentlich die Adresse geholt und dann einen Brief zu schreiben versucht. Er ist aber nie recht über den Anfang hinausgekommen. Ein halbes Duzend Briefblätter hat er zusammengeknüllt und in den Ofen gesteckt, kaum daß sie mit einigen Zeilen beschrieben waren, und als er einmal drei Viertel einer Nacht geschrieben und doch keinen Brief zustande gebracht, hat er die Schreiberei aufgegeben und sich auf die Reise gemacht.

Gegen Abend desselben Tages ist er in die Stadt gekommen und hat sich gleich in einen Gasthof fahren lassen, der in der Nähe gelegen, wo die Trud im Dienst gestanden. Dann ist er lange Zeit auf und ab gegangen, bis sie einmal aus dem Hause gekommen. Die nämliche Trude noch, und doch nicht mehr. Sie ist wohl nur gekleidet gewesen, wie eben bessere Dienstmädchen gekleidet gehen, aber in ihrem ganzen Gebaren ist sie eine Dame gewesen. Wenn er kleiner gewesen und nicht den verdächtigen roten Bart gehabt hätte, wäre er wohl ausgewichen und hätte sie einige Zeit beobachtet, aber so hat er sich nicht sicher gefühlt, ob sie ihn nicht etwa zuerst sieht und so auf sein Spähen aufmerksam wird.

So ist er denn gerade ausgesprochen und so gegangen, daß er ihr in den Weg kommen mußte. Und dann ist er von ungefähr wie aus ledigem Überraschen stehengeblieben und hat ihr die Hand zum Willkommengruße entgegen gestreckt.

„Ei der Blunder!“ hat er hell aufgelacht, und etwas wie frohes Zubeln hat aus seiner Stimme geklungen. „Da ist ja Fräulein Trude.“

Sie ist tiefrot geworden im Gesichte, aber nur für einige Augenblicke und hat nahezu unbefangen ihre Hand in seine dargebotene Rechte gelegt. „Der Herr Doktor Bärnkopf! Wie kommen denn Sie auf einmal hereingeschneit in die Stadt?“

„Ich könnte sagen, ich hätte Geschäfte, und ich würde nicht lügen; aber ich sage Ihnen dies nicht. Ich komme in einer etwas delikaten oder sagen wir meinetwegen zarten Sache und bitte Sie, wenn Sie ein Viertelstündlein übrig hätten für einen alten Bekannten, mir dies zu einer kleinen Unterredung gewähren zu wollen.“

„Augenblicklich nicht, Herr Doktor. Ich muß einen dringenden Auftrag besorgen, aber . . . wenn Sie morgen noch hier wären . . .“

„Aber natürlich.“

„Gut. Dann treffen wir uns so um neun Uhr herum . . . vielleicht auch wieder hier. Daheim ist doch nichts vorgefallen?“

„Absolut nicht, Fräulein Trude. Vorläufig meinen verbindlichsten Dank für die Zusage. Morgen also um neun Uhr! Guten Tag!“

Den ganzen folgenden Abend über ist er so lustig und übermütig gewesen wie schier ehemals, als er noch die Kappe der Liberten getragen und so ganz und gar in der Zeit der seligen Burschenherrlichkeit gesteckt, und am nächsten Tage ist er schon in aller Frühe auf den Beinen gewesen, das Stelldichein nicht zu versäumen.

Schlag neun Uhr ist sie auf die Gasse gekommen und geradeswegs auf ihn zugeschritten.

Zu seinem Brustkasten hat es da gepocht, und er hat gewähnt, nicht im Gewoge der Menschenmenge, sondern in einem traulichen Rosengarten zu stehen. In einer halben Stunde kann er glücklicher Bräutigam sein.

„Gibt es hier herum nicht ein traulicheres, stilleres Fleckchen Erde, wo man sich besser aussprechen könnte?“ hat er gefragt.

„O ja. Ein Stücklein weiter unten zieht sich eine Parkanlage hin.“

„Dürfte ich bitten, dorthin mitkommen zu wollen? Dürfte ich Ihnen meinen Arm bieten?“

Sie hat den Arm genommen, aber es ist ihm vorgekommen, als geschehe dies so kalthöflich, daß einem schier Blut und Mut erstarren, und doch hat ihn diese Hand einmal so heiß und heftig gedrückt. Wenn eine andere Zeit wäre!

Er erzählt, was an Nichtigkeiten im Rotwinkel vorgekommen, und dann, daß er sich auf einem Felsen beim Tobel ein Schloßchen gebaut, weil es ihm dort so gut gefiele, daß es ihm aber elendig einsam und langweilig vorkomme und er daher sich entschlossen, auf Freierrücken zu wandeln.

„Nun, das werden Sie nicht so arg lange zu tun brauchen,“ hat sie gleichmütig gesagt.

„Meinen Sie?“

„Aber freilich. Die reichsten und klügsten Damen werden es sich zur Ehre schätzen, einem Doktor zum Altare folgen zu können.“

Er hätte schon gewählt; es wäre eine alte Liebe und so und so, aber sie hat nicht nach dem Namen der Glücklichen gefragt.

Vor einem Beete halbverblühter Blumen ist er dann vor ihr stehen geblieben und hat sie geradeswegs gefragt, ob sie sein Weib werden wolle.

Fahle Blässe hat wieder wie ehemals beim Stadel ihr Gesicht überzogen und um ihren Mund hat es wieder gezuckt, aber nur einige Male.

„Es tut mir leid, Herr Doktor, Ihnen einen abschlägigen Bescheid geben zu müssen,“ hat sie dann



„Nun also: Lassen Sie die Werbung gelten.“

nach einigem Sinnen und Überlegen gesagt. „Ich habe mich entschlossen, Krankenpflegerin zu werden, und . . .“

„Aber ich bitte Sie, was . . .“ Er hat kurz abgebrochen, da der leidige Trost sich in seiner Brust zu melden begonnen. „Bitte mir nicht böse sein zu wollen, Fräulein Trude, weil ich gewöhnt, nur so nach einem lange erträumten Glücke fragen zu dürfen. Ich hätte, offen gestanden, einen negativen Bescheid noch vor einer Viertelstunde in das Reich der Unmöglichkeiten verwiesen, aber wenn es nicht anders ist, kann man es nicht anders machen, sagen die Bauern in ihrer kurzgezäumten Philosophie. So muß ich denn wieder heimfahren und . . .“

„Herr Doktor!“ hat sie ihn unterbrochen, „ich zweifle nicht daran, daß Ihnen mein Bescheid schwer fällt, zumal ich mir denken muß, daß gerade Sie nicht zu mir in die Stadt gekommen wären, wäre

es Ihnen nicht heiliger Ernst; aber ich kann wirklich nicht anders. Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo ich mich am Jawort heiser geschrien hätte, wenn Sie mich gefragt, — vielleicht erinnern Sie sich dieser Zeit noch — und wo ich alles getan hätte, was Sie von mir verlangt hätten. Ich hätte mich da und dorthin schicken lassen, ich hätte gelernt und gestrebt, um mich halbwegs Ihrem Stande anzubequemen, aber Sie haben ein stahlhartes Wort für mich gehabt. Wissen Sie noch? Ich sollte vernünftig sein und den Scheibenbauern-Jockl heiraten. Ich hab' auch gewußt, daß ich Ihnen nicht so ganz und gar gleichgültig bin, und ich hab' mir von dieser Rede dies und jenes denken müssen und bin vielleicht dem Schwarzen hübsch nahe gekommen mit meinen Gedanken. Aber die Zeit ist vorübergegangen und . . . auch ein Weiberleut kann ehrlich und rechtlich entfagen, ohne nachher Feindschaft zu hegen oder dergleichen. So lassen Sie uns denn auch fürder gute Freunde bleiben, Herr Doktor . . .“

„Fräulein Trude!“ hat er schier gebeten. „Mit der Rede haben Sie mir ganz recht getan, ganz recht, und wenn Sie bedeutend weniger umschrieben hätten, verdiente ich es auch. Aber . . . darf ich einen Vermittlungsantrag stellen, um nicht so ganz und gar alle Hoffnungsbrücken abzubrechen?“

„Der wäre?“

„Möchten Sie es nicht so gelten lassen. Ich habe eben um Sie geworben, wie ein ehrlicher Mann um ein Mädchen wirbt, um ein Mädchen, das er seiner selbst, nicht etwa des Geldes oder irgendeines Vorteiles willen sich erkoren . . .“

„Das weiß ich ganz genau, Herr Doktor.“

„Nun also: Lassen Sie die Werbung gelten und ich gewähre Ihnen Bedenkzeit von ganz unbegrenzter Dauer. Sollten Sie einmal andern Sinnes werden, schreiben Sie mir einfach: Du, ich habe mich entschlossen, die Deine . . . oder nein das nicht . . . also die Deine zu werden, und ich . . . könnten Sie mir diesen Trost lassen?“

„Gut. Machen wir das so, und derweilen bleiben wir gute Freunde.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Trude . . .“

Er ist daraufhin wieder heimgefahren, und sie ist Krankenschwester geworden, und da mit dem erwachenden Frühjahr neues Hoffen in sein Herz gezogen, und er mit dem König verabredet, es soll dem Trostkopfe einmal von daheim eine dringende Einladung zu einem Besuche zugehen, hat ein Brief die Nachricht gebracht, sie wäre einer Krankheit, die sie sich in ihrem Samariterdienste zugezogen, erlegen.

Der stud. med. Alois Bärnkopf, der hochrote Liberte ist allzeit ein geübter Fechter gewesen und so kaltblütig wie ein Fisch in der Umgegend des Poles; er hat mit keiner Wimper gezuckt, wenn auch einmal ein ordentlicher Hieb niedergegangen. Und er hat auch da mit keiner Wimper gezuckt, als ihm der König den Brief gezeigt.

Wenn es nicht anders ist, kann man's nicht anders machen.

Der König hat so halb und halb gemutmaßt, daß der Bader am Ende allerhand Absichten haben könnte auf die Trude, weil es ihm ansonsten ganz gleichgültig sein könnte, ob die zu Besuche gekommen oder nicht, aber wie er den Menschen so kalt und teilnahmslos gesehen, ist er von der Mutmaßung abgetommen. An so einem Kerl kennt sich ein wahrhaftig nicht aus.

Der Doktor Bärnkopf aber, der rote Bader, ist nach wie vor seinen Kranken nachgegangen, hat sein möglichstes getan, dem und jenem sein armselig Leben zu retten und zu fristen, hat mit Gleichmut bemerkt, wie sich seine Beliebtheit und seine Praxis von Jahr zu Jahr vergrößert und wie infolge dessen sein Vermögen gewachsen, und da hat er es dann mit den Strichen versucht. Für ihn langt, was er hat, und für mehr hat er nicht zu sorgen. Soll der oder jener arme Teufel etwas leichter aus seinem Ungemach schlupfen! Es wird keinem schaden, wenn er weniger zahlt, als was er zu zahlen hätte, und Dank ist ihm dafür auch niemand schuldig.

Und wenn sie ihm am Stammtische hier und da etwas zusehen und meinen, es wäre nun doch schon an der Zeit, daß er eine Frau Doktor ins Tobelschloß brächte, dieneil es ihm über lauter Warten und Aufschieben geschehen könnte, daß er den Anschluß versäume, und ein verheirateter Arzt doch ein ganz anderer Mensch wäre, wie einer, der ledig eine schlechtere Hälfte bilde, so brummt er unwirsch, wenn er nicht gut gelaunt, und meint, er hätte gar keine Zeit, sich um solche Dummheiten zu kümmern. Ist er aber gut aufgelegt, dann lacht er hell auf, pafft den Rauch aus seiner Pfeife in derselben Weise vor sich hin, wie er dies seinerzeit als Prachtfuchs der Libertas im Fuchsstalle getan, und summt wohl auch ein Liedlein vor sich hin, das er ehemals oftmals gesungen:

„O wonnenvolle Jugendzeit
Mit Freuden ohne Ende,
Mit Minnefahrten weit und breit,
Wo sich die Schönste fändel!
Ich grüße dich, du junges Blut,
Bin jedem hübschen Weibe gut,
Und doch ist nichts aequalis
Der filia hospitalis.“

Keiner weiß, was er damit sagen will, und . . . es braucht auch keiner eine Ahnung zu haben. Was geht es andere an, wenn für ihn in der Frühlingsnacht ein Reif gefallen und Blüten und Hoffen versenget? . . .

Das ist die Geschichte vom „roten Bader“.

Sinnsprüche.

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise.
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen —
Sie kommt zurück und klopft ans Pörtchen leise
Dort wieder an — wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Otto Promber.



Jonas Verlander.

Erzählung aus
dem amerikani-
schen Leben
von Ludwig
vom Vogels-
berg.

M

m!“ . . . Ich überlegte reiflich, ob ich vor Wut plazen oder mein dümmstes Gesicht machen sollte. Das war nun glücklich das dritte:

vorgestern mein wertvollster Karabag-Teppich, gestern Michelangelos Moses en miniature und heute der Parade-Kris des Fürsten von Palebang. „Versucht!“ . . . Das erleichterte.

Jedesmal, wenn ich abends nach Hause kam, war irgendeine Reiseerinnerung fort! Was würde wohl heute dran kommen? Und wer war der Täter?! Den Kerl mußte ich fassen. Ich begann sorgfältig die Umgebung des Gartenhauses zu revidieren, — alles still; da fiel mein Blick auf das Schild: vom 10. bis 30. August bin ich verreist! Aha! Das war's also! Heute war der 29., zweifellos war für diese Nacht wieder auf einen Besuch des — großen Unbekannten zu rechnen. Folgt, daß ich als aufmerksamer Wirt zu Hause bleiben mußte. Ich ließ das Fenster des verdunkelten Zimmers offen und setzte mich in Gesellschaft meines vertrauenswürdigen Schießeißens in eine Ecke. Nach einer Stunde war's gerade noch so feiertäglich still, wie erst; die Sache fing an, langweilig zu werden . . .

Endlich — da — da stieg die Silhouette eines Kopfes über der Fensterbank empor, nach einer Sekunde folgte der übrige Korpus mit elegantem Schwung ins Zimmer nach. Tastend, leise kam's näher, gerade auf mich zu, — ein Druck auf den Knopf der elektrischen Leitung und grell schoß der Lichtstrom über den Eindringling.

Er war nicht im geringsten verwundert, als ich ihm so unverhofft den Revolver unter die Nase hielt. Es war ein schlanker, kräftiger Mann in jüngeren Jahren, ganz in gelbes Wildleder à la Lederstrumpf gekleidet; das Gesicht war intelligent, hübsch fast, und der starke schwarze Schnurrbart gab ihm etwas Martialisches.

„n Abend, Sir!“ sagte er freundlich, „hätte Sie nicht vermutet! Wollten doch übermorgen zurückkommen!“

Ich war baff. Da half nur Kaltblütigkeit. „Allesdings! Aber wenn man so lieben Besuch erwartet . . .“ „Nicht? Na ja! Aber bitte setzen Sie sich, das